

## **Evangelisch Kirche sein**

*Vortrag beim Neujahrsempfang des Dekanates Rodgau, 2.12.2011*

*Prof. Dr. Ulrike Wagner-Rau, Marburg*

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Adventszeit ist von ihrer Entstehungsgeschichte in der Frühzeit der Kirche her keine idyllische Vorweihnachtszeit, wie wir sie gewohnt sind zu begehen, sondern eine Bußzeit. In Analogie zur Zeit der Passionswochen ist sie bestimmt vom Bedenken des Endes, von der Frage nach dem, was das Leben in einem letzten Sinn trägt und erfüllt. Darum erlaube ich mir, heute – in der ersten Adventswoche – mit einem ernsten, ja verstörenden Wort aus Martin Luthers erster Invokavitpredigt, also einer Predigt aus der Passionszeit, im März 1522 zu beginnen. Luther war vorübergehend zurückgekehrt von der Wartburg auf seine Wittenberger Kanzel, um den Bildersturm in der Stadt zu bremsen. Welche Möglichkeiten hatte er dazu? Das Predigtwort. Sonst nichts. Denn Kirchenleitung im evangelischen Geist unterliegt einer Selbstbeschränkung. Sie funktioniert *sine vi humana sed verbo*, wie es acht Jahre später, 1530, in der Augsburger Konfession formuliert wurde: ohne menschliche Macht, sondern durch das Wort Gottes. Luther hat in dieser Predigt gesagt: „Wir sind allesamt zu dem Tod gefordert, und keiner wird für den anderen sterben, sondern jeder in eigener Person für sich mit dem Tod kämpfen.“ Jeder in eigener Person: im Letzten also – darin liegt die Pointe dieses Satzes – ist jeder allein in der Auseinandersetzung mit seinem Leben. Im Letzten steht jede für sich vor Gott.

Dieses Wort drückt eine zentrale evangelische Überzeugung aus, dass der Glaube nämlich als eine tragende Lebensgewissheit aus der Begegnung des individuellen Menschen mit dem Wort Gottes entsteht. Es ist eine persönliche Begegnung, die keiner Vermittlung durch Priester oder durch heilige Handlungen bedarf und die, wie Luther oft betont, im Herzen geschieht. Es braucht selbstverständlich die Kirche, damit das Evangelium verbreitet und kommuniziert wird, damit die Geschichten erzählt und die Texte verbreitet werden und das Wort überhaupt das Ohr des einzelnen Menschen erreichen kann. Aber der lebendige Glaube entsteht im Herzen des einzelnen Menschen, der die Botschaft des Evangeliums hört und für sich als unbedingte Lebensgewissheit annehmen kann.

Diese Überzeugung ist der Kern eines evangelischen Selbstverständnisses. In ihr wurzelt die evangelische Freiheit: Denn der Glaube an das Evangelium setzt frei in einem doppelten Sinn:

- Zunächst werden die Zwänge überflüssig, sich selbst zu rechtfertigen oder – wie wir heute vielleicht sagen würden – zu perfektionieren. Denn es gelingt nicht, so zeigt es die Erfahrung der Realität, das Projekt des eigenen Lebens zur Vollkommenheit zu führen. Und weil das so ist, so die Reformatoren, sind alle angewiesen darauf, dass ihnen von außen, von Gott, das Lebensrecht zugesprochen wird, und zwar vor allem eigenen Tun und unabhängig von Fehlern, Schuld und der Gebrochenheit, die jedem Leben innewohnt.
- Sodann aber sind auch den Herren der Welt Grenzen gesetzt; denn vor Gott haben Hierarchien und Mächte, aber auch alle anderen Bindungen und Ansprüche keine letzte Bedeutung. Schließlich gilt ja für alle das Gleiche: Allein vor Gott zu stehen. Selbst Antwort geben zu müssen über das, was das Leben ausgemacht hat. Und angewiesen zu sein darauf, dass jemand Ja sagt zu dem, was ist.

Idealer also macht der Glaube frei von eigenen Größenphantasien und befreit ebenso von fremder Machtanmaßung. So die evangelische Sichtweise des Menschen. Freilich wusste Luther sehr wohl, dass solche Unangefochtenheit und Lebensgewissheit sich nicht dauerhaft einstellen. Die Gewissheit des Glaubens ist fragil, geht immer wieder verloren und muss von Neuem empfangen werden.

Die Einsicht in die eigenen Grenzen und das immer wieder geschenkte Vertrauen befähigen dazu, das Leben zu gestalten: in eigener Verantwortung auf der einen und bleibender Angewiesenheit auf der anderen Seite. Die Spannung ist unauflöslich. Die Christen sollen der Liebe auf der Spur bleiben, aber sie kommen unweigerlich davon ab. Auch bei bestem Willen sind sie gefangen zwischen Sollen und Sein. Das Leben gelingt nicht so, wie Gott es will, nicht so, wie es sein könnte. Trotzdem muss und trotzdem kann man handeln mit dem Mut, sich die Hände schmutzig zu machen, und dem Vertrauen, dass die Liebe Gottes mehr zustande bringt, als menschliches Tun es vermag.

Das Evangelium verspricht also: Zwischen der persönlichen Verantwortung und dem Unvermögen, dieser Verantwortung letztlich gerecht zu werden, bleibt ein begehbarer und zukunfts-trächtiger Weg.

Das ist die frohe Botschaft, die das vitale Zentrum der evangelischen Kirche ausmacht. Diese Botschaft weiter zu geben, sie durch die Geschichte hindurch auszulegen und in Worten und Taten zur Geltung zu bringen, ist die wesentliche Aufgabe der Kirche. Sie ist ein Kommunikationszentrum, wo die gute Nachricht ebenso gefeiert wie um sie gerungen wird. Kirche ist präsent in den unterschiedlichen Sozialformen, in denen Christinnen und Christen zusammenkommen: Im Gottesdienst zuerst, aber auch in anderen Versammlungen und Aktivitäten, in denen sich die einzelnen auf je ihre Weise auf die biblischen Texte und die Traditionen des Glaubens beziehen. Hier tauschen sie sich aus über ihre religiöse Sicht der Wirklichkeit und stärken und orientieren sich damit wechselseitig in ihrer Überzeugung.

Martin Luthers Konzentration auf den Glauben des einzelnen Menschen ist ein wesentlicher Ausgangspunkt für die historische Entwicklung der Moderne. In diesem Prozess differenzierte sich die Gesellschaft in unterschiedliche Funktionsbereiche aus. Und die christliche Religion verlor nach und nach ihre Rolle als leitende Orientierung für alle. Auch die protestantische Kultur selbst wurde im Laufe der Jahrhunderte plural, wurde zu einer Form kirchlichen Lebens, in der über den Glauben, die Formen des Gottesdienstes und die Gestalt der Kirche gestritten werden darf. Christinnen und Christen sind spätestens seit der Aufklärung nicht nur die regelmäßigen sonntäglichen Kirchgänger. Vielmehr haben sich die einzelnen gegenüber ihrer Kirche nicht selten selbständig gemacht. Oder genauer muss man sagen: Die vielen einzelnen mit ihrem je eigenen Verständnis des Glaubens sind Kirche, manche ganz nah verbunden mit dem Leben der Gemeinde vor Ort, viele mehr für sich, in anderen Bereichen der Gesellschaft, im Alltag ihrer Beziehungen und Berufe.

In diesem Feld diverser Frömmigkeitsstile zu bestimmen, wie weit die Kirche reicht, ist nicht einfach. Denn zwischen Kirche und Nicht-Kirche liegt keine klare Linie, die innen und außen trennscharf unterscheiden würde. Vielmehr gibt es eine breite Übergangszone zwischen Innen und Außen, in der Zugehörigkeit und Abstand von den einzelnen Subjekten selbständig bestimmt wird, im Laufe eines Jahres oder auch eines Lebens wechseln können. Es gibt, das zeigen empirische Untersuchungen, Menschen, die sich stark in den Kirchengemeinden engagieren, an religiösen Fragen aber erstaunlicherweise nur am Rande interessiert sind (Die Religionssoziologie nennt das: *belonging without believing*). Es gibt umgekehrt Menschen mit starken christlichen Überzeugungen und einer aktiven privaten Glaubenspraxis, die keine Kirchenmitglieder sind (*believing without belonging*). Und dazwischen sind viele andere Stile der Frömmigkeit zu identifizieren und auch zu akzeptieren. Die Kirche hat keine andere Macht, Menschen an sich zu binden, als die Überzeugungskraft des Wortes. Und das ist,

evangelisch gesehen, ein theologisches Argument. Es ist nicht einfach ein Zeichen der Zeit, in der es ja generell keine nicht-religiösen Gründe mehr gibt, um sich mit Kirche und Christentum zu identifizieren. Man ist immer seltener Mitglied aus Gewohnheit und Konvention, immer häufiger wird es zu einer mehr oder weniger bewusst getroffenen Entscheidung.

Die Wahrheit, die das innere Leben der Kirche ausmacht, zeigt sich nun in höchst veränderlicher Gestalt. Sie wird – wenn es gut geht – immer wieder *neu* im Gespräch mit der Bibel und in der Kommunikation über den Glauben. Sie ist eingewebt in einen Prozess der Auslegung, der die Wirklichkeit durch den Fokus der biblischen Texte betrachtet. Diesen Fokus bestimmen die Menschen in verschiedenen Zeiten unterschiedlich. Sonst wäre es wohl müßig und langweilig, immer wieder die gleichen Texte auszulegen.

Nun aber ist die evangelische Kirche einerseits gebunden an die Bibel und an die Geschichte Jesu Christi. Dies ist die Ausgangsbasis, zu der alle immer wieder zurückkehren, die auf irgendeine Weise zum Prozess der Kommunikation des Evangeliums dazugehören. Aber zugleich ist die Kirche offen für die Fragen und die sich wandelnden Sichtweisen der Kultur, in die sie hineingehört. Sie ist keine andere Welt und kann sich nicht freihalten von den Entwicklungen und den Verwicklungen ihrer jeweiligen Zeit, sondern sie ist Kirche in der Welt – ambivalent wie diese, ein *corpus permixtum*, ein Leib, in dem gut und böse, Glaube und Unglaube nahe beieinander liegen.

Darum auch ist die Kirche selbst immer wieder beschäftigt mit der notwendigen Unterscheidung zwischen Letztem und Vorletztem. Besonders wenn durch Verknappung der Ressourcen und durch eine Veränderung der religiösen Landschaft in Mitteleuropa ein Wandel der kirchlichen Orientierung erforderlich wird, wie es gegenwärtig der Fall ist, stellen sich die entsprechenden Fragen mit Dringlichkeit: Was ist wirklich unverzichtbar, damit die Kirche bei ihrer Sache bleibt? Was ist nur lieb gewordene Gewohnheit? Wo gibt man etwas vom Ureigensten auf, wenn man gesellschaftlichem Wandel nachgibt, wo muss man kritisch und unbequem bleiben? Und wo ist es primär Unbeweglichkeit, Angst, die Verteidigung von Macht und Einflussphären, wenn Gruppen oder einzelne sich quer stellen?

Es gibt keine evangelische Kirche jenseits solcher Auseinandersetzungen. Denn wenn alle unterschiedslos als Priester aus der Taufe springen, wie Luther es geschrieben hat, seien sie alt oder jung, Mann oder Frau, reich oder arm, dann bleibt der Streit um die richtige Art der Auslegung des Evangeliums und um die angemessene Form des kirchlichen Lebens nicht aus.

Für viele Menschen, auch Kirchenmitglieder, sind die Auseinandersetzung über den Glauben und Konflikte in der Kirche eine Anfechtung oder mindestens ein Ärgernis. Sie wünschen sich Harmonie, eindeutige Aussagen und klare Orientierung. Die Kirche soll mit einem deutlichen Profil in Erscheinung treten. Und wer wollte leugnen, dass unsere Zeit, die an Oberflächen orientiert ist, an Bildern und einprägsamen Kurzformeln, die Herausforderung an die Kirchen wächst, sich mit erkennbarem Gesicht und damit auch mediengerecht zu präsentieren. Auf die neuen Kommunikationsformen muss die Kirche sich einstellen, auch wenn das nicht ganz leicht fällt.

Aber die reformatorische Tradition verweigert sich einer zu simplen Eindeutigkeit. Der Dauerdiskurs ist so etwas wie ein evangelisches Prinzip: Weil es niemanden gibt, der für alle verbindliche Aussagen über den Glauben treffen kann, braucht man den beständigen Austausch darüber, der die einzelnen ebenso bestätigt und bestärkt wie auch herausfordert. Glaube und Zweifel, Gewissheit und Kritik sind Geschwister.

Es ist kein Zufall, dass sich in der evangelischen Theologie seit der Aufklärung und dann vor allem im 19. Jahrhundert eine historisch-kritische Bibelwissenschaft entwickeln konnte. Im Gegenteil: Weil die einzelnen Glaubenden die Bibel eigenständig lasen und auslegten – jedenfalls die Gebildeten unter ihnen –, entstand der Spielraum für die Fragen, die aus dem kritischen Geist der Zeit heraus gestellt werden mussten. Nicht, dass das einfach gewesen wäre. Bibelkritische Schriften konnten zunächst nur anonym erscheinen bzw. ihre Verfasser mussten große berufliche Nachteile und persönliche Anfeindungen erdulden. Aber die Gedanken und Fragen, die sie in die Welt gebracht hatten, wirkten weiter. Heute ist es selbstverständliches Wissen in Theologie und Kirche, dass die Bibel ein Buch ist, das über viele Jahrhunderte gewachsen ist. In dem es widersprüchliche Aussagen gibt und das auf viele Arten ausgelegt und verstanden werden kann. Gerd Theißen, einer der bekanntesten Neutestamentler der heutigen Zeit, schreibt: „Bibeltexte sind offene Texte. Und anstatt darüber zu klagen, dass die Exegeten keine eindeutigen Lesarten vorschlagen, sollte man darüber froh sein: Ein religiöser Text ist umso wertvoller, je größer sein Sinnpotenzial ist. Die Predigt lebt von der Sinnfülle biblischer Texte.“ (Theißen, Zeichensprache des Glaubens, Gütersloh 1994, S.54.) Das ist eine typisch protestantische Aussage: geprägt von der Liebe zur Bibel und der Bindung an sie und zugleich selbstverständlich darin, die Freiheit der Auslegung wertzuschätzen.

Die Geschichte der evangelischen Kirchen hat sich in der Spannung zwischen Tradition und kulturellem Wandel entwickelt. Es gehört zu ihr, sich für die Fragen der Gegenwart zu öffnen

und die Tradition zu lesen von den Herausforderungen dieser Fragen her. Weil bereits Luther und die anderen Reformatoren in enger Bindung an die Bibel, aber nicht biblizistisch argumentiert haben – also die Bibel nicht wortwörtlich verstanden –, kann die evangelische Kirche letztlich konstruktiv mit den Herausforderungen der Moderne umgehen. Das kann man in vielen Einzelfragen nachvollziehen. Der Weg zur Frauenordination z.B. war lang und die Auseinandersetzungen darüber jahrzehntelang heftig: Aber heute gibt es die Frauen im Pfarrberuf ganz selbstverständlich, und ihre Ordination ist mittlerweile fast so etwas wie ein Markenzeichen der evangelischen Kirche geworden. Ähnlich kann man beobachten, dass der Streit über die angemessene Haltung der gleichgeschlechtlichen Liebe gegenüber in den Landeskirchen immer noch nicht zu Ende ist, aber die theologische Argumentation hat sich gewandelt und die Kirche hat sich zunehmend für eine Realität und ihre Bedürfnisse geöffnet, die in der christlichen Lebenswelt lange verleugnet und ausgegrenzt worden sind. Die Entwicklungen in beiden Beispielen haben nicht zuletzt ihren Grund in einer Bibelhermeneutik, die in der Lage ist, gängige Urteile kritisch zu hinterfragen und auch eingespielte Überzeugungen in Zweifel zu ziehen.

Solche Auseinandersetzungen sind nicht einfach. Sie verlangen Respekt vor der Überzeugung des anderen. Sie brauchen einen langen Atem. Sie können durchgehalten werden in dem Vertrauen, dass der Leib Christi am Streit nicht auseinanderbrechen muss, sondern Spannungen aushalten kann. Der Gottesdienst und das gemeinsame Hören auf die Texte, das Gebet, die Versammlung um den einen Tisch des Abendmahls sind unverzichtbare Orte, um eine Gemeinschaft erfahrbar zu machen, die von der Verheißung lebt, dass sie über Differenzen hinaus tragfähig ist.

Wenn die Einzelnen urteilsfähig und in der Lage sein sollen, sich mit anderen auseinanderzusetzen, dann braucht die evangelische Kirche nicht zuletzt Bildung. Die Glaubenden müssen über den Glauben nachdenken können. Darum steht Bildung von Anfang an auf der Agenda der Evangelischen. Die Bibel selbst lesen können: Das ist ein Emanzipationsprogramm. Sich eine eigene Meinung bilden: Das impliziert einen persönlichen religiösen Entwicklungsprozess. Dass die Gemeinden die Pfarrer und Pfarrerrinnen kritisch begleiten und umgekehrt: Das führt letztlich auf einen demokratischen Weg des wechselseitigen Lernens und aneinander Wachsens.

Ich möchte hier nicht idealisieren: Die evangelischen Kirchen waren über Jahrhunderte hierarchisch strukturiert, auf problematische Weise mit weltlicher Herrschaft verflochten und um

das Pfarramt konzentriert. Aber von ihren Anfangsimpulsen her gibt es auch eine andere Traditionslinie, die sich immer wieder zur Geltung gebracht hat. Heute ist sie für die Kirche wichtiger als je zuvor: Weil die Selbstverständlichkeit des Christlichen in unserer Gesellschaft schwindet und viele Menschen religiös rat- und sprachlos sind, brauchen wir religiöse Bildung. Weil die meisten Menschen sich nicht vorschreiben lassen wollen, was sie zu glauben haben, sondern je individuell die Plausibilität und Überzeugungskraft der christlichen Wirklichkeitssicht überprüfen, braucht es das basisnahe Gespräch über die Religion, in das die Theologen und Theologinnen ihr Wissen kompetent und gesprächsfähig einbringen, ohne jedoch dabei als Besserwisser aufzutreten. Und weil die Kirche zunehmend davon leben wird, dass ihre Mitglieder bereit sind, sich mindestens zeitweise für sie zu engagieren, muss die Kultur der Partizipation stärker werden.

Ein erkennbar evangelisches Gesicht der Kirche ist also nicht zu verwechseln mit einem Programm simplifizierender Antworten. Die Suche nach einer verständlichen, leichten und ansprechenden Sprache des Glaubens ist ohne Zweifel ein wichtiges Anliegen. Aber die Inhalte brauchen die notwendige Differenzierung: Sünder und Gerechter zugleich; Glaube und Zweifel zugleich; Freiheit und Angewiesenheit zugleich – die zentralen Aussagen des Glaubens sind paradox formuliert, weil sie widersprüchliche und ambivalente Erfahrungen repräsentieren. Einfacher ist das Leben im Angesicht Gottes nicht in Worte zu fassen. Wenn die Glaubenssprache unterkomplex formuliert, wird sie falsch oder leer.

Manche sagen darum: Das Reden über ein evangelisches Profil der Kirche steht in der Gefahr, zu kurz zu springen; denn Profil ist ein Oberflächenphänomen. „Lasst das Profil und kümmert euch um Tiefenschärfe“ hat neulich z.B. die Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Ellen Überschar, bei einer Rede in Marburg gesagt. Ich glaube, hier liegen tatsächlich wichtige Unterscheidungsaufgaben: Wie macht Kirche sich erkennbar in ihrem Engagement für die Menschen, und wie zeigt sie sich gebunden an eine christliche Sicht auf die Wirklichkeit? Das ist die eine Seite. Und die andere: Wo sollte sie sich hüten vor zu einfachen, auch vor zu vollmundigen Antworten, die gerade nicht überzeugen, jedenfalls nicht die Fragenden und Suchenden? Nicht auf alles eine Antwort zu wissen, ist in religiöser Hinsicht meiner Ansicht nach ein Qualitätsmerkmal. Und den hochglänzenden Oberflächen mit gesundem Misstrauen zu begegnen, steht einer Kirche, deren Erkennungszeichen das Kreuz darstellt, gut an. Das Leben ist und bleibt fragmentarisch: Es muss zurechtkommen mit den Wunden und Fehlern der Vergangenheit und mit der beständigen Offenheit der Zukunft. „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden...“ (1Joh 3,2). Das gilt auch für die Kirche:

Man darf sehen, dass sie eine Vereinigung von Menschen ist, denen Grenzen gesetzt sind und die trotzdem Hoffnung und Lebensmut haben. Ja: ein Grenzbewusstsein offensiv zu vertreten, ist meines Erachtens eine Haltung, die die Kirche der Gesellschaft schuldig ist. Denn wie sonst sollte unser Zusammenleben menschlich bleiben und der Umgang mit den limitierten Ressourcen der Natur gelingen?

Christlicher Glaube funktioniert nicht nur über den Kopf – auch nicht in der evangelischen Kirche. Das gilt nicht nur, aber besonders zur Weihnachtszeit. Das Wort Gottes vermittelt sich nicht ausschließlich durch Wörter, sondern es benutzt auch andere Sprachen. Es kommt zu uns durch die Musik, es ist eingezeichnet in sakrale Räume und in Werke der bildenden Kunst, es drückt sich aus in Beziehungen, menschenfreundlichen Strukturen und Taten, es prägt die fromme Praxis von Gebet und Ritual. Glaube vermittelt sich über erzählte Geschichten und gelebte Geschichte. Er ist auch eine ästhetische Erfahrung.

Diese ästhetischen und sinnlichen Kommunikationsweisen des Glaubens haben in den letzten Jahrzehnten in den evangelischen Kirchen mehr Aufmerksamkeit gefunden, nachdem sich über Jahrhunderte eine Kopf- und Wortlastigkeit entwickelt hatte und die Gottesdienste in vielen evangelischen Traditionssträngen vor allem von Strenge und Bußgesinnung bestimmt waren. In der Kirche muss es schön sein, und „Kirche muss gut riechen“, hat einmal ein jüngerer Mann in einer der Mitgliedschaftsumfragen der EKD gesagt. Damit hat er ausgesprochen, dass nicht nur über Kirche nachgedacht und diskutiert wird, sondern dass Kirche zualtererst und von Kindheit an erlebt wird. Das Erlebnis aber spielt in der Wirklichkeitswahrnehmung der Gegenwart eine zentrale Rolle. Alle suchen das besondere Erlebnis. Auch Kirche vermittelt sich nicht zuletzt sinnlich, wird erlebt: Sie muss gut riechen, damit man sie einem sympathisch entgegenkommt. Sie geht ein in den Körper und die Gefühle. Das Wort ward Fleisch.

Weihnachten ist das christliche Fest, das die größte Resonanz in unserer Gesellschaft und weltweit hat. Man kann das verächtlich machen, es auf die geschickte Vermarktung schieben und die kindliche Sentimentalität der Menschen. Das ist sicherlich auch nicht völlig abwegig. Aber die Wertschätzung dieses Festes weist die Kirche auf etwas Wichtiges hin: Kirche wird interessant, wo das Wort Fleisch wird. Das Wort muss sich verbinden mit dem Alltag der Menschen. Es will anschaulich werden wie das bedürftige Kind in der Krippe, das gerade in seiner Verletzlichkeit die Hoffnung auf Frieden repräsentiert und die herkömmlichen Vorstellungen von Stärke und Macht durchkreuzt. Man will den Glauben schmecken, sehen, spüren

und riechen, nicht in einer anderen, sondern in dieser Welt.

Im vierten Vers seines Weihnachtsliedes „Gelobet seist du Jesu Christ“ dichtet Martin Luther: „Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein' neuen Schein.“ Dieser neue Schein, das Licht der Ewigkeit in der Wirklichkeit ist der Grund dafür, dass es die Kirche gibt. Das Licht braucht Resonanz und Spiegelung, damit es nicht im Dunkel verschwindet. Wer sollte sie ihm geben, wenn nicht die Menschen, die es sehen und davon hören? Wer anders sollte das sein als, zum Beispiel, wir?

Vielen Dank.